Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Sieben und achtzigstes Bändchen.

Johannes von Müller.



JOH. v. MÜLLER

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei!“)

Sieben und achtzigstes Bändchen.

Johannes von Müller.

Mit Biographie und Portrait.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New-York: Herrmann J. Meyer.

Biographische Skizze.

Johannes von Müller.

Geboren 1752. Gestorben 1809.

Johannes (von) Müller, der größte deutsche Geschichtschreiber unserer Zeit, war am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen in der Schweiz geboren, wo sein Vater zuletzt Konrektor am Gymnasium war. In alterthümlicher Einfalt und Häuslichkeit unter der Leitung einer frommen, edeln und sanften Mutter erzogen, ward der Knabe, besonders durch seinen mütterlichen Großvater, früh schon für die vaterländische Geschichte erregt und begeistert. Mit dem dreizehnten Jahre

lernte er die klassischen Alten kennen, und las ihre Werke mit um so größerem Interesse, je weniger der öffentliche Unterricht seinem Geiste Nahrung und Befriedigung gewährte. Von dem Vater zur Gottesgelahrtheit bestimmt, bezog Müller (1769) die Universität Göttingen, wo er durch die Vorlesungen Miller's, Walch's, Michaelis' und Schlözer's für die Geschichtsstudien gewonnen wurde, und den Entschluß faßte, Geschichtschreiber der Schweiz zu werden. Nach Schaffhausen zurückgekehrt (1771), ward er daselbst Professor der griechischen Sprache. Sein großes Unternehmen, die Geschichte des Vaterlandes zu schreiben, beschäftigte ihn nun anhaltend. Als dasselbe kund wurde, ließen ihm vaterländische Gelehrte und Geschäftsmänner, auch viele Klöster reichliche Unterstützung angedeihen; besonders der ehrwürdige v. Haller, der ihm seine unermeßliche Urkundensammlung von 45 Folianten und 24 Quartbänden zur Benutzung mittheilte. In dieser Zeit (1773) lernte er auch in der patriotischen Gesellschaft zu Schinznach den Freund seiner Seele, Karl Viktor von Bonstetten, kennen, und schloß mit ihm jenen engen Seelenverein, von dessen romantischer Entwickelung und lebenslänglicher Dauer Müller's Briefe ein so redendes Zeugniß sind. Um einen freiern Wirkungskreis zu gewinnen, legte Müller (1774) seine Professorstelle nieder, ward Hauslehrer bei dem Staatsrath Tronchin in Genf, zog dann mit einem jungen talentvollen Amerikaner, Francis

Kinloch, auf das Landhaus Chambisi am Genfersee, um dort dessen Studien zu leiten, und den Wissenschaften zu leben. Nach Kinloch's Abgang nach Südamerika (1776), lebte Müller abwechselnd theils bei Bonnet, dem großen Naturforscher, in Genthod, theils bei Bonstetten, und vollendete die Vorarbeiten zu seinem großen Geschichtswerk. Im Anfange des Jahres 1779 hielt er zu Genf Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte, welche nachmals sorgfältig umgearbeitet unter dem Namen Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten (1810) im Druck erschienen sind. Nachdem er bereits durch mehre historische Schriften die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, erschien endlich (1780) der erste Band seines unsterblichen Werkes, der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Der Ruhm Friedrich's des Zweiten lockte ihn jetzt nach Berlin, wo er zwar mit dem großen Könige eine Unterredung (am 12. Febr. 1781) hatte, aber keine glänzende Anstellung fand. Auf der Rückreise nahm er eine Professur der Geschichte am Karolinum in Kassel an, wo er 1782 Rath und Unterbibliothekar wurde. Aber seine Sehnsucht nach den vaterländischen Freunden führte ihn bereits 1783 wieder nach der Schweiz zurück, wo er theils bei Tronchin, theils bei Bonstetten, theils in Bern, seinen Lieblingsstudien lebte. Doch nahm er im Jahr 1786 einen Ruf als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz an. Hier arbeitete er den

ersten Band der Schweizergeschichte um (1786), gab den zweiten Band heraus (1787), und ward hierauf vom Kurfürsten (1788) zum geheimen Legations= und Konferenzrathe ernannt. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten wirkte er noch sehr viel für das Wohl des Landes wie für das Interesse seines Fürsten, der ihn (1791) zum geheimen Staatsrathe und Staatsreferendar ernannte, worauf ihn der deutsche Kaiser in den Adelstand und zum Reichsritter erhob. Als Mainz in französische Hände fiel, ging Müller nach Wien und trat (1793) als Hofrath bei der Hof= und Staatskanzlei in österreichische Dienste. Außer mehren kleinen Schriften vollendete er hier (1795) den dritten Band der Schweizergeschichte. Obwohl er im Herbst 1800 an Denis Stelle erster Aufseher des kaiserlichen Bücherschatzes wurde, so veranlaßte ihn doch manche traurige Erfahrung, besonders der sichtbare Religions= und Schreibzwang, Wien (1804) zu verlassen, und als geheimer Kriegsrath und Historiograph in preußische Dienste zu treten. In Berlin vollendete er den vierten Band seiner Schweizergeschichte (1805), und hatte den Schmerz, den Umsturz der deutschen Reichsverfassungen und den Fall des preußischen Staats zu erleben. Unverdient gerieth Müller hierbei in den Verdacht der Achselträgerei und der Vorliebe für Napoleon, der mit ihm in Berlin eine lange Unterredung gehabt und ihn ausgezeichnet hatte. Er nahm daher (1807) einen Ruf als Professor

nach Tübingen an, doch unterwegs erreichte ihn ein Befehl Napoleon's, der ihn, ungeachtet seiner Weigerung, zum königlich westphälischen Staatssekretär ernannte. Er trat diesen bedeutenden Posten mit Widerwillen an, legte ihn 1808 wieder nieder, und ward Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts. Die vielen Anstrengungen, Hindernisse und Kränkungen, die er erfahren mußte, nagten unterdeß an seiner Gesundheit, und führten endlich seinen Tod herbei, am 29. Mai 1809. Schon seit 1808 hatte er sein nahendes Ende gefühlt, und in einem Testamente, dem Zeugnisse seiner Denkungsart, sein Haus bestellt und über die Tilgung seiner Schulden verfügt.

Die wichtigsten Materialien zur Geschichte seines wissenschaftlichen und Privatlebens, so wie die Hauptzüge zu seiner Charakteristik sind in Müller's Briefen an seinen Bruder und an Bonstetten niedergelegt. Unter seinen Werken gebührt der Schweizergeschichte, obwohl sie nur bis zur ersten Abtheilung des fünften Bandes vollendet ist, unstreitig der erste Platz. Das, was diesem Werke einen bleibenden und unsterblichen Werth gibt, ist nicht bloß die beispiellos gründliche Quellenforschung, die ihm zum Grunde liegt, und der ergreifende, alterthümlich kraftvolle Styl geschichtlicher Darstellung, sondern das große historische Gemüth und das vaterländische Herz des Geschichtschreibers selber. Leichter und ein-

facher, aber auch weniger kraftvoll gehalten, sind Müller's Allgemeine Geschichten, — gedankenreiche Skizzen der verschiedenen Zeitalter der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte, die Frucht dreißigjähriger Studien; ein Werk, dem zwar die letzte vollendende Hand fehlt, das aber gleichwohl immer eine der geistreichsten Uebersichten und Ansichten des großen Gesammtgebiets der Geschichte bleiben wird.

Müller's sämmtliche Werke, herausgegeben von seinem Bruder, Georg Müller, Tübingen 1810 ff., 27 Bände.

Historische Fragmente.

Des Schweizerlandes erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe, weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klafter hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder den Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt; in unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur; von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte

geharnischt, welche im langen Lauf der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glüht, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch; nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen, und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen, der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge; auf allen diesen haben die Gewässer getobt, bei fünfzehnhundert Klafter hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, und achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Wirkungen, Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten

Finsternisse hinunter gestürzt haben; doch das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zu Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Strahlen auf den Fuß dieses Gebirges; unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll von Seegewächsen, Muscheln, Fischen und faulenden Baumstämmen, in Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheuerm Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastigen Seen standen kalte giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist in unbebautem Land) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte; aus ihnen sog das Gewürme sein Gift, und wuchs in unglaublicher Dicke und Größe, die Elemente kämpften um die unbeständigen Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in einer Felsenkluft, und außer dem Gebrüll der Auerochsen und Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem leblosen Lande gegen Mitternacht.

Das Kloster Sanct Gallen.

Indessen durch neuen Fleiß und aufkommenden Handel der Unterschied zwischen Armuth und Reichthum allezeit größer und häufiger wurde, und nach und nach der aufblühende Wohlstand Bürgern die zur Gelehrsamkeit nöthige Muße bereitete, hatte der Thurgau noch kein anderes Licht als aus dem Kloster St. Gallen. Zwar ist es an dem, daß die Geisterseherin und Prophetin Thiota von sehr vielen thurgauischen Priestern und Laien, welche die Geheimnisse der unsichtbaren Welt gern erfahren wollten, Beifall und große Geschenke erhielt; aber diese Betrügerin (denn dafür erkannte sie sich endlich und wurde öffentlich gestäupt), hat bis auf diesen Tag so viele glücklichere Nachfolgerinnen und Nachfolger, daß weder der Gebrauch, den Thiota von dem unbändigen Vorwitz der Menschen gemacht, noch diese Krankheit unsers Geistes an sich selber dem neunten Jahrhundert besonders vorzuwerfen sind. Im Kloster zu St. Gallen wagten die Mönche im Kanon der heiligen Schriften das Ungöttliche zu unterscheiden; der Sittenlehre Sirachs ließen sie das verdiente Lob; auch zu zweifeln (welches vieler Weisheit Anfang und Probe ist) scheuten sie sich nicht. Kenntniß der griechischen Sprache war nicht unerhört, und obschon die alten Dichter

grauen Mönchen unnütze Bücher schienen, lernten andere den Virgilius auswendig; das Kloster nannten sie gern ihre Republik, den Konvent ihren Senat. Von Männern, welche damals höher gehalten wurden, als die Alten, urtheilte Bischof Salomo fast wie nun wir; von den Kirchenvätern begnügte er sich, bei Hof und im Feld, Auszüge zu lesen, und er selbst war gelehrter, als die meisten Väter. Später dichtete einer aus einem Bericht Aristoteles über Indien die Mähr der Abenteuer Herzog Ernst's von Schwaben. Vielleicht ist noch in dem Thurm eines Klosters die politische Historie dieses großen Mannes, das merkwürdigste Werk des Alterthums. Die Besuche und Mahlzeiten hoben an mit Küssen. Die Tafel Salomo's war mit verbrämten Tapeten behangen und schwer von reichen Bechern. Es wurde vor den Großen ohne sehr ängstliche Ehrbarkeit getanzt. Aus ungemein vielfassenden Töpfen wurde klumpenweise das zahme und wilde Fleisch gelangt. Man aß viel Brod und Käse, aber es wurde mehr Bier als Wein getrunken. Es war mühsam, den Weingarten jährlich zu düngen, die Weinstöcke zu schneiden, zu binden, umzuhacken, auch wohl umzugraben, Alles zu umzäunen, die Reben zu reinigen, im Herbst einzusammeln zu keltern, den Most aber sorgfältig in die Keller zu bringen. Darum waren im Kloster St. Gallen mehr nicht, als zwei Fässer mit Wein, und als der

heilige Bischof Ulrich zu Augsburg diesen Vorrath vermehren wollte, erschrack der ganze Stift bei der Zeitung, daß an der hohen Brücke das Faß in ein Tobel gefallen, so daß der Wein in großer Gefahr sey, verschüttet zu werden. Da bot jeder allen Witz auf über eine Manier, wie das Faß herauf zu langen sey, und weil unmöglich schien, hinzu zu kommen, hielten sie rund um das Tobel eine Prozession. Hierauf wurde mit größter Vorsicht ein glücklicher Versuch vorgenommen, und Alle sangen froh Te Deum laudamus (besser als wir nach blutigen Schlachten). An den schönen Hügeln des Rheinthals, wo sich der Fluß in den großen See verliert, wurde Weinbau veranstaltet. Nicht weit von da zu Roschbach, auf des Reichs Hof, hielten die Aebte von St. Gallen Münzstätte und Markt; schon damals hielt man Roschach zur Niederlage für deutsche und welsche Waaren geschickt. Rheingau und Linzgau grenzen unweit von da zu dem Thurgau; diese alte Grenze Helvetiens gegen Rhätien wurde hergestellt von Salomo, mit Bischof Theodulf zu Chur und mit Ulrich Grafen zu Linzgau; die Mark ging mitten durch den Rhein. Durch Salomo (der die Abtei St. Gallen durch des Kaisers Hand erhielt, als der vorige Abt unter dem Vorwand einer Untreue an dem kaiserlichen Hause, verstoßen wurde) blieb das Kloster in seiner Unmittelbarkeit und bei dem Recht freier Wahl. Denn sobald er für sich selber genugsam gesorgt, lebte er dem Orden. von den Brüdern ließ er sich regelmäßig

wählen; was er durch den Hofdienst erwarb, gab er ihnen, und bekam ihnen von den Kaisern die Bestätigung ihrer Freiheiten, zumal des Rechts, um ihre Ansprüche überall eidliche Kundschaft nehmen zu lassen. Da schenkte der Bischof Adalbert von Augsburg eine sehr große Glocke, einen Kelch vom Stein Onyx, gefiederte Tapeten, Purpur, übergoldete Kleider, Bilder auf Scharlach in Schnupftücher gestickt, weiße, wollene Röcke, große, elfenbeinerne Kämme an ehernen Ketten, mit feiner, glänzender Leinwand bedeckte Tische, viele Edelgesteine und andere Kostbarkeiten, welche er und seine Väter seit manchen Geschlechtern auf Wallfahrten und Gesandtschaften gesammelt, und er zum Angedenken im Schatz des Klosters verewigen wollte. Solche Pracht war vor Alters die Ehre der großen Häuser; damit prangten sie, wenn die edle Hausfrau an dem Tag eines Gastmahls bei Geburt, Vermählung, Ritterschlag oder Begräbniß die goldenen Zierden aus den eisernen Kisten hervorbrachte, um durch den weiten Saal reich zu glänzen. Es kam auch eine große Gesandtschaft an St. Gallen und an andere Klöster von Athelstan, König von England, einem würdigen Enkel des großen Alfred, einem Fürsten, der das Geheimniß der menschlichen Macht kannte, indem er die Schifffahrt und Künste des Friedens ermunterte. Er schloß durch Bischof Keonwold eine Brüderschaft mit St. Gallen. So that auch der Abt von Disentis

in der Wüste des hohen Rhätiens; Landolaus, Bischof zu Trevigi, welcher Fürst vom Hause der Grafen zu Habsburg war; Gero, Markgraf an der Grenze gegen die Slaven, und Bischof Ulrich zu Lausanne vom kiburgischen Stamm. Dieser gab den Brüdern ein großes Gastmahl, und schenkte ihnen Landgüter und Fischenzen, er erinnerte sich der in ihrer Schule verlebten Kindheit. Ihre Schule wurde im Gesang, im Reim und in Kenntniß des Wohlklangs nicht übertroffen; die Welt bewunderte die schöne Handschrift ihrer Scholaster; diese Gabe war vor Erfindung der Druckerei so wichtig, daß unter größern Sachen von Salomo gerühmt wird, [er habe schöne Anfangsbuchstaben gemalt. Konrad, König der Deutschen, bewunderte ihre Zucht, als er bei einem Umgang Aepfel unter die Knaben streuen ließ, und keiner seitwärts blickte; wie wir von den Römern lesen, sie haben ohne Schaden des reifen Obstes in Baumgärten gelagert. Aus dieser Schule ist Eckard am berühmtesten, welcher in einer Versammlung zu Mainz unter den Bischöfen sechs ehemalige Schüler fand. Hedwig, Herzogin von Schwaben, wollte dem Kloster ein Gut vergaben, wenn Eckard auf ihrer Burg zu Hohentwiel wohnen dürfe. Von diesem Ort, auf einem Felsen gelegen, welcher sich mitten aus den schwäbischen Gefilden erhebt, verwaltete sie mit königlichem Ansehen durch ihre Grafen alle Sachen des Landes bis auf den Hochverrath. Es war der höchste Schwur in

Schwaben, „bei'm Leben Hedwig!" Diese große Frau liebte die Alten; sie empfahl ihrem Kaplan den Virgilius, den höchsten Stolz der lateinischen Musen. Sie liebte Horatius, den freundlichen Kenner der Menschen, welcher den Genuß des Lebens am weisesten lehrt. Sie gab seine Gedichte mit einem Kuß dem schönen Jüngling Burkard, welcher zu ihr gekommen war, um griechisch zu lernen. Oft fanden die Ritter und Herren den gelehrten Eckard bei der Herzogin. Er hatte eine angenehme Lebensart, gute Manieren, eine einnehmende Sprache, durchdringende, redende Augen und eine schöne Größe; er war oft allein bei der Hedwig; sie lasen mit einander die Alten.

Das Berner Oberland.

Wenn man von Bern Uechtland hinauf zieht, erheben sich auf beiden Seiten des Thals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Thälern viele befruchtende Wasser hervorfließen. Bei Thun erscheint ein See, am Fuße der Berge fast unergründlich, und, wie fast alle helvetischen Wasser, stürmisch; die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs vor dem Eingang der Thäler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebirg stellt sich der Stockhorn dar, der Markstein der Alpen gegen dem niedrigen Uechtland; an seinem Fuß fließt aus den Thälern ihres Namens die Sibne. Jenseits der Sibne sieht man das Riesenhorn aus einer finstern Waldung das zugespitzte Haupt einsam über den Stockhorn erheben und meist aus einem Wolkenkranz emporsteigen; die Kander führt an seinem Fuß aus Frutigenthal und Kandersteig ihre wilden Wasser hervor. Von dem Riesen steigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg,

der Abendberg, anmuthig auf; die Wellen brechen an seinem Fuß, die Heerden grasen seinen Rücken, er endigt fast, wie der Thuner See, in einem lebhaft grünen Thal. Durch dieses wallt in mächtigen Fluthen die Aare in den Thuner See aus dem von Brienz. Der Brienzer See füllt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Je näher man von da den Alpen kömmt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur; der Gedanke ihres, den Anfang des menschlichen Geschlechts vielleicht weit übersteigenden Alters, und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglich festen Gründung, bringt auf das melancholische Gefühl das Nichts unserer körperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie ihren höheren Adel der todten Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kommt man in das Oberhasli Thal, und am schaudervollen Rand finsterer Tiefen, auf gebrochenen, zerrissenen Pfaden, steigend und staunend, aus dem Boden der Fruchtbäume den Tannwald hinauf, durch den gelben Enzian, zu Arseln und Bergrosen, zum Sevenbaum, zu den gewürzhaften, aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer, glatter Wasen die Grenze scheint, für die Nahrung des Vieh's und für die Neugier des Menschen; sintemal ob demselben unermeßliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen, und jahrtausendaltes Eis Jungfrauhorn, Wetterhorn, Schreckhorn die einsame Firne dieses Alpen-

stocks verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die lautere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Krystalle; kaum flieht hier eine Gemse, und wohnt unzugänglich ein Lämmergeier in dem Fels; die Menschen haben ein Paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes; man wird leicht in Eisschründe verschlungen, und vom Stoß des wachsenden Gletschers unter Eis und Felsenschutt nach mehren Geschlechtsaltern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdreich bis an den Gemmi begraben; der Gemmi steht nackend und wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubensees und von dem Engstelenalpgletscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eisthal und jenen Ufern des Thunersees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und am Stockhorn und westwärts in geringeren Höhen gegen den lemanischen See enden, liegt Oberland, eine unglaubliche Menge sich durchschlingender Thäler, wo die Sanen, die Simmen, die Kander, der Engstelenbach, und beide Lütschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden, ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Thal in die Aare oder den Thunersee führen. So hoch in das Gebirg als das Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Heerden,

indessen Asien wüste liegt, weil das einige Glück des Oberlandes, die Freiheit, ihm fehlt.

Die Schlacht bei Morgarten.

Als das Beilager König Friedrich's mit Isabella von Arragonien, und Herzog Leopold's mit Katharina von Savoyen zu Basel mit vielen Ritterspielen in großer Pracht gefeiert worden, zog Leopold, vorbei Solothurn, welche Stadt sich weigerte, seinen Bruder für König zu erkennen, auf den Stein zu Baden, woselbst er Kriegsrath hielt und folgenden Plans überkam: „Auf daß der Krieg wider die Waldstette so schnell als glücklich geführt und geschlossen werde, wird aus verschiedenen Gegenden ein dreifacher Angriff geschehen müssen. Wenn die Schweizer diesen Anschlag erfahren, so wird ihr Bund, worauf sie trotzten, sich auflösen, und sie werden an allen Orten schlecht widerstehen, oder wir werden die Feinde überraschen, an dem Ort schlagen, an

dem Ort aufhalten, umringen und endlich ausrotten.“ Hierauf wurde bestimmt, aus welchen Gegenden, durch wen jeder Angriff unternommen werden sollte; und als die Gestirne der Sache Oesterreichs günstig schienen, und jeder sich mit Fleiß gerüstet, brach Leopold auf. Graf Otto dem jüngern von Straßburg, welcher pfandsweise von den Königen die Reichsvogtei in Oberhasli und von den Herzogen das Erbgut Walther's von Eschenbach innhatte, war es (nach der Freundschaft, welche zwischen Oesterreich und Peter von Greyerz und nach dem Unwillen der zwischen dem Adel und freien Landleuten war) ein leichtes, mit viertausend Mann aus dem Oberland an die Landmarken der Unterwaldner hinauf zu ziehen. Unter den Amtleuten zu Willisau, Wollhausen, Rotenberg und Luzern rüsteten sich mehr als tausend Mann, das Land Unterwalden von dem See her anzufallen.

Der Herzog selber kam in zween Haufen auf Zug; die schwere Reuterei, welche ohne genugsame Unterscheidung der Gegenden und Waffen, der Stolz und Kern der Heere schien, zog in großer Anzahl voran; vor dem Anfang neuer Kriegskunst geschah die Ordnung nach eines jeden Muth. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog von den Ufern der Thur und von der Aare der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und von Kiburg; der Marschall von Hallwyl, den Herzogen zu allem getreu, traurig über

den unglücklichen Stoß, welchen er bei'm Ritterspiele einem edeln Gegner gab; Landenberg rachedurstig; wie auch die Geßler; die von Bonstetten, welchen aus langer Beherrschung die Gegend um den Aegerisee bekannt war; Graf Heinrich von Montfort zu Tettnang, aus Adelstolz oder aus Diensteifer den Waldstetten ein bitterer Feind; zwei Grafen von Thun und von Lauffenburg, wetteifernd um den Ruhm ihrer ersten Waffen; fast ungern Tokenburg, aus Dank, weil ihm die Herzoge die Pflegerschaft von Glaris und Gastern gaben; ja auch Werner von Honberg, ein tapferer General, weil er hoffte, einst Rapperschwyl zu ererben. Es trat ihnen bei, zu Zug, wer aus altem Haß der Bürger, der Freiheit gram war, und wer aus billiger Scheu die Waffen für den Herzog ungern ergriff; es kamen bundgemäß fünfzig Bürger von Zürich, alle gleichfarbig bekleidet; es führte von Einsiedeln her, des Klosters Volk von Wald und See, der Herr von Urikon unter dem Banner der Stift.

Aber die Landleute von Schwyz veränderten keineswegs ihre Gesinnung. Von dem rothen Thurm, auf dem Weg in die Einsiedelei, ging, bis an den Thurm Schoren, die Verschanzung der Eingänge des Landes; die Eidgenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hülfe. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten

zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri; worauf nach wenigen Stunden drei hundert Unterwaldner daselbst ankamen; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolf Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen, sagte er, müssen sie suchen, des Kriegs Meister zu werden, damit nicht auf den Feind ankomme, sondern auf sie, wenn, wo und wie der Angriff geschehen soll; dazu werden sie kommen vermittels einer guten Stellung. Sie, an Zahl viel die Schwächern, müssen trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nichts helfe, und ihr kleiner Haufen in keiner als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil sein Leben wagen müsse. Der Herzog werde von Zug nicht auf Art kommen, denn Stunden weit sey dort ein Berg und hier der See; der Paß von Zug durch den Wald und an dem Aegerisee sey von fast gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr sey viel kürzer; hier werde Alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Sie wissen wohl, daß die Anhöhe des Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, über welche die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreite, mit welcher der Berg Sattel zusammenhänge; von dem Sattel herunter könne mehr als Eine Sache mit gleichem Glück geschehe-

hen, von dem Berg über die Alle-Matte auf den Morgarten Anlauf zu nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen und ihn zu trennen, oder im Thal dem vorgerückten Feind in den Rücken zu fallen, oder ihn an Allem zu verhindern, und ihn abzuschneiden. Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind sie verachte, und weil Vertheidigungskrieg am besten von denen geführt wird, welche das Land wohl kennen." Als der alte Reding dem Vaterland seine Pflicht so bezahlt, und ihm die Landleute gedankt, nachdem sie, nach alter Sitte der Waldstette, knieend, Gott, ihren einigen Herrn, um Hülfe gebeten, zogen sie aus, dreizehnhundert Eidgenossen, und legten sich an den Berg Sattel. Es geschah, daß in diesen Zeiten großer Partheiung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, fünfzig Männer aus dem Lande Schweiz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freiheit kund wurde, kamen an die Landmarken, um Erlaubniß zu erhalten, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Grenzen aufnehmen; die fünfzig legten sich außer den Landmarken auf den Morgarten, und beschlossen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats in dem dreizehnhundert fünfzehnten Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Küraße der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer; das erste Heer, so weit sich das Angedenken der Geschichte erstreckt, welches in die Waldstette zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es, unter mancherlei Gemüthsbewegungen, am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reuterei in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reuterei angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den fünfzig unter lautem Geschrei viele aufgehäufte Steine den Morgarten herabgewälzt, und andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg Sattel der Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Lauf den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Hallbarden Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf, habsburgischen Stammes, zu Lauffenburg, es fielen drei Freiherren von Bonstetten, zween von Hallwyl, drei von Urikon und von Tokenburg vier; zween Geßler wurden erschlagen, und Landenberg nicht mehr verschont; und von Uri fiel

Walter Fürsten Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen, und Hospital, der wider den Willen seines eigenen Sohns für die Landesfreiheit stritt. Es war in diesem engen Paß bei halb überfrornen Straßen die Reuterei zu Allem unbehülflich, indessen des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprungen; bis, als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort, wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittels abgelegener Pfade, todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oesterreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust, einen vollkommenen Sieg erhielten.

Ueber die Hierarchie.

In den ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts, von welchen durch den Fleiß der Geschichtschreiber einige Erinnerung übrig ist, wurden die Religionsgebräuche nach der damaligen Einfalt, gemäß den Ueberlieferungen der Vorwelt, von den Hausvätern und von den Vorstehern der Stämme verwaltet. Als bei Vermehrung der Geschlechter die Vervollkommnung der Nahrungskünste nothwendig wurde, geschah in vielen Ländern, daß alle Geschäfte des Lebens durch gemeine Uebereinstimmung vertheilt wurden; so daß nicht allein jeder die ganze Zeit seines Lebens alle seine Kräfte auf ein bestimmtes Gewerbe richtete, sondern zu eben dieser Beschäftigung auch seine Söhne und Enkel bildete.

Hierdurch wurden die Familien jeder Nation wie durch die Bande einer großen Haushaltung verflochten; keine vermochte der andern zu entbehren; zum großen Zwecke des allgemeinen Wohls that jeder nach seinem Geschicke den mehr oder weniger wichtigen Beitrag.

Der priesterliche Orden ist gleichwie die Krieger, die Bauern, die Hirten, die Kaufleute und alle andere Lebensarten damals gesondert worden; und vierfach war die Beschäftigung desselben. Sein erstes Geschäft war die Betrachtung; weil die Natur Gott kennen lehrt, wenn man durch Vergleichung und Ueberlegung von den sinnlichen Wirkungen zum unsichtbaren Urheber empor zu steigen sich gewöhnt. Zweitens, das unverfälschte Aufbewahren gewisser väterlichen Sagen, deren Spur auf dem ganzen Erdboden bei allen nicht ganz verwilderten Völkern übrig ist. Zum Dritten, das Opfern, oder vielmehr, die heilige Beobachtung der symbolischen Gebräuche, welche von den Stammeltern zur Befestigung des Andenkens eben derselben Ueberlieferungen verordnet worden. Zum vierten, die Arzneikunst und Rechtsgelahrtheit, oder vielmehr, die wohlthätige Anwendung der besondern Kenntniß Gottes, der Natur und der Menschen, welche die anhaltende Betrachtung, das Gedächtniß der Väter und vielfältige Erfahrung ihnen gab. Meist war das obrigkeitliche Ansehen so oder anders zwischen Priestern und Kriegern getheilt; nur jener bedurfte der friedsame Rechtschaffene, kühnes Laster und fremde Gewalt erforderten andere Waffen. Hierauf, als bei ungehinderter Fortpflanzung bald jeder Stamm in wenigen Jahrhunderten zum großen Volke ward, so daß die Menschen auseinander zogen, und hin und

wieder durch Wüsten, hohe Gebirge, große Ströme und Meere von einander getrennt wurden, verschlimmerte sich ihr sinnlicher Zustand auf mancherlei Weise durch zwei Ursachen.

Die erste Ursache lag in dem Herzen der Menschen. Obwohl jene Einrichtung der Gesellschaft, worin jedes Bedürfniß von gewissen Geschlechtern besorgt wurde, durch die Umstände neuer Niederlassungen meist überall aufgelöst worden, war unumgänglich, daß jeder Stand (aus was für Personen er immer zusammengesetzt seyn mochte) einen eigenthümlichen Geist hatte; denn die Natur und Art unserer täglichen Beschäftigung stempelt, so zu sagen, ihr Zeichen tief in unsere Seele. Daher kam es, daß die Priester (gewohnt, Gottes Gebote, Vorweltsprüche und hohen Weisheitssinn zu reden) überall herrschen wollten, und, weil sie selber unkriegerisch waren, sich mit den Obrigkeiten darüber verstanden. An sehr vielen Orten wurde die priesterliche Würde von den regierenden Geschlechtern mit verwaltet. Es trug sich aber zu, daß die Religion, auf welche im Anfang Alles gegründet worden, die Dienerin der Politik wurde; denn Alles Hohe, Allgemeine, der Geist, wurde versäumt, und vielfältig wurden auch die Bedürfnisse der Menschheit vergessen, so daß nur die Absichten der vorwaltenden Macht erwogen, und alle Sittenlehre und Religion so ganz in die Landesverfassung eingewoben wurde, daß beide

mit einander stehen und fallen mußten. Daher selbst weise Männer sie nur für eine politische Erfindung hielten; die Leidenschaften der Großen und ihres Anhanges waren ohne Zaum.

Zum andern wurde die Religion durch den Lauf der Zeiten verdunkelt, welcher bei so vielen und großen Zerrüttungen unmöglich machte, daß weder die Ueberlieferungen im Gedächtnisse der zerstreuten Völker ohne Verwirrung, noch die symbolische Sprache der gottesdienstlichen Gebräuche späten Jahrhunderten verständlich blieb. Also war endlich von jenen kaum ein, wie aus der Vorwelt hinüberhallender Laut übrig; diese schienen dem Weisen dummes Vorurtheil und eigennütziger Betrug; der gemeine Mann that sie den Alten sinnlos nach. Aberglaube und Unglaube theilten die Welt, und es war die Summe der besten Weisheit, über die größten Anliegen der menschlichen Natur sich unwissend bekennen.

Als die gelehrtesten und vortrefflichsten Männer dieses gethan, kam die Zeit, als nach der ganzen übrigen gesitteten Welt Rom selbst, ihre Königin, dienstbar wurde, und alle alte Tugend in erzwungener Unterthänigkeit oder im Tausche der Lust, oder in stolzer Gefühllosigkeit mehr und mehr erstarb. Noch war dieses Unglück nicht vollbracht, und noch nicht mochte der Untergang des

Reichs, dieses Verfalls Wirkung, von den barbarischen Völkerschaften mit Erfolg unternommen werden, als eine Begebenheit begegnete, welche seit wenigstens zwei Tausend Jahren vorbereitet und erwartet wurde, nun bald eben so lange fortwirkt, und von den Zeitgenossen kaum bemerkt worden. Die Juden, (ein Volk, dessen Schicksal gewesen ist, nie das zu seyn, was es hätte seyn sollen) gaben wider ihren Willen Anlaß dazu. Durch zwei Dinge waren die Juden von allen andern Völkern unterschieden. Erstlich, die Ueberlieferungen der gemeinschaftlichen Stammväter, nirgend anderswo in so alten Zeiten schriftlich aufgezeichnet, hatten allein sie in der ursprünglichen Gestalt. Zum andern, alle Nationen waren gegenwärtigen Glücks vergnügt, und lange Unfälle beugten sie endlich. Bei den Juden schlingt sich durch alle Zeiten, vor und nachdem sie eine Nation waren, wenn dem Volke nichts zu wünschen und wenn ihm nichts mehr zu hoffen übrig schien, bald unter der, bald unter dieser Vorstellung, die Erwartung einer außerordentlichen Veränderung. Sie war nie so lebhaft, als da sie alle damalige Staatsverhältnisse wider sich zu haben schien. Zur selbigen Zeit ist unter den Juden Jesus Christus entstanden. Die heilige Schrift alten und neuen Testaments ist von ihnen ausgegangen. Was von dem Ursprung der Welt, von unserm Wesen, von unserer Bestimmung von dem Verhältniß zwischen Gott und uns, und von vielen andern großen Dingen die Väter geglaubt,

Länge der Zeit verdunkelt, und nun theils Niemand wissen, theils kaum der Weise wagen würde, zu vermuthen, ist auf alle kommende Jahrhunderte hinaus für alle Nationen, welche sind und seyn werden, wider alle Gefahren unheilbarer Verdunkelung befestigt. Es ist eine von allen Veränderungen der Form politischer Gesetze unabhängige Religion aufgekommen, welche fur gerechte Verfassungen Heldenfeuer gibt und unter den andern tröstet, alle befestigt, verbessert und überlebt. Ohne alle Bezauberung der Augen durch den Glanz neuer Gottesdienste, oder der Ohren durch hohe Dichterkunst und gelehrte Beredtsamkeit; ohne Schmeichelung der Sinnenlust, welche vielmehr bestritten wurde, oder der Ehrbegierde durch die Ausbreitung der Geschichten eines Gekreuzigten, oder der Gewinnsucht, wo die Urheber verarmten; unansehnlich, im Aeußerlichen wenig auffallend, nur für den Geist, nur auf die Zukunft hin, wurde das Evangelium gepredigt, an die Veranstaltung einer Hierarchie wurde nicht gedacht. Es galt in den Gemeinden das Ansehen der Aeltesten, deren griechischer Name nun im Deutschen ausgesprochen wird Priester. Jünglinge rechneten sich zur Tugend und Ehre, den Armen, Kranken und Alten der ganzen Gemeinde in den öffentlichen Angelegenheiten zu dienen; sie wurden Helfer geheißen. Der Ordnung wegen war ein Aufseher, aus dessen griechischen Namen das Wort Bischof entstanden. Ueber diese Dinge hatte Jesus Christus nichts

verordnet, weil er seine Religion allen Zeiten gab, dergleichen Formen aber nach den Umständen bald so, bald anders eingerichtet werden müssen; das hatte er versprochen, „er wolle Alles leiten.“

Der Wirkung des Laufs der Zeiten, von welchem wir selber hingerissen werden, war durch die Schrift vorgebeugt worden, die menschlichen Leidenschaften wirkten fort; ohne Kampf könnte keine Tugend seyn. Zwischen der ganzen Kirche und in jeder Gemeinde war die Liebe ein Band. Sie unterstützten mit Almosen und Rath; sie trösteten, sie erfreuten einander durch Briefe. In solchen Sachen wandten sich die Aufseher an den Bischof der vornehmsten Stadt in der Provinz, wo der Vereinigungspunkt aller andern Geschäfte sonst auch war, das Ansehen der Erzbischöfe ist meist hierdurch entstanden. Eben diese Würde zu Jerusalem (gleichsam in der Mutterstadt), oder zu Antiochia, Alexandria und Rom gab noch weiter ausgebreiteten Einfluß, auf Männer vieler Nationen, welche durch mannichfaltige Gründe in diese Hauptstädte des alten Gottesdienstes, aller Handelsverbindungen und aller großen Weltgeschäfte zu kommen bewogen wurden. Es trug sich aber zu (durch eine unvermeidliche Folge der menschlichen Schwächen), daß bald bei vielen Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen Stolz und Ehrgeiz entstand. Sie hätten bei den Christen einführen wollen, was Moses

für das Haus Levi über die Juden verordnet; sie vervielfältigten, schärften und übertrieben die Vorschriften gewisser Gebräuche und Manieren, da das Aeußerliche doch keinen Werth hat vor Gott, als wenn es der freiwillige Entschluß des Herzens ist; und besonders mengten sie sich in viele Welthändel, welche der Herr ihrem ordentlichen Gang überließ. Da zeigten sich Neid und Haß, die Folgen der Herrschsucht, und gemeiniglich wurden sie vor der Welt und vor dem Gewissen beschönigt als heiliger Eifer wider unrichtige Vorstellung solcher Geheimnisse, deren Ergründung und Bestimmung Jesus für unmöglich erklärt. Wenn man dieses, die bald erfolgte erneuerte Verbindung des politischen und priesterlichen Ansehens, und bürgerliche Gesetze für oder wider den oder diesen Glauben sowohl bei dem Lichte des Evangeliums als in ihrem Einfluß auf die Welt betrachtet, so erhellt klar genug, daß die Formen der Kirchenregierung so wenig nach Vorschriften, die den Aposteln persönlich waren, als überhaupt nach den unveränderlichen Wahrheiten der christlichen Religion, die sich einzig mit Gottes Verhältniß zu unserm Herzen beschäftigt, sondern gesunden Staatsgrundsätzen gemäß beurtheilt werden müssen. Darüber hat Christus nichts entschieden, ausgenommen, daß Jeder bei seinem Recht bleiben soll. Ueber den Titel des Rechts, welchen allenthalben von Anfang der Welt her Weisheit und Muth bald Einem, bald Vielen, bald Allen gegeben; darüber

bestimmt Er sonst nichts, als daß er die Entwickelung der in uns liegenden Kräfte und göttlich-guten Gebrauch derselben anbefiehlt.

Als die nordischen Völker die ganze bürgerliche Verfassung der schönsten europäischen Länder theils mit Ungestüm zertrümmerten, theils verwirrten und entkräfteten, war das ganze Abendland in Gefahr solch einer Barbarei, wie die, worin unter dem türkischen Scepter alles Große, Gute und Schöne des alten Griechenlands und Asiens verschwunden ist. Aber die Bischöfe und andere Vorsteher der Kirche, durch ihre Würde sicher, wußten die Riesen aus Norden, welche Kinder an Einsicht waren, durch Vorstellungen, die ihnen paßten, einen gewissen Zaum anzulegen. Dieses würde ihnen so wenig, als den griechischen Prälaten gelungen seyn, wenn sie unter vier Patriarchen getrennt und von dem Islam in ihrem Wirkungskreis eingeschränkt worden wären. Der Papst von Rom (dessen älteste Geschichte so dunkel und mangelhaft ist, als der Anfang der Jahrbücher der alten römischen Republik; wie denn wenig mehr von den ersten Päpsten bekannt ist, als daß dieselben ihr Blut für den Glauben hingaben, wie Decius für das Vaterland) bediente sich mit gleicher Geistesgegenwart, wie der ehemalige Senat jeder Gelegenheit, um seinen Stuhl unabhängig, seine Macht in der abendländischen Hierarchie allgemein wirksam zu machen, und seinen Ge-

bletskreis weit jenseits der Gränzmarken des alten Kaiserthums über die Trümmer der nordischen Religion auszubreiten. So geschah, daß wer Christum nicht hätte ehren wollen, doch den Papst scheuen mußte, und bei Zersplitterung der neuerrichteten Königreiche in unzählige Herrschaften, dem ganzen Welttheil immer Eine Religion und Ein Oberbischof blieb. Alles heutige Licht, welches nicht allein uns wohlthätig, sondern durch den europäischen Unternehmungsgeist für alle Welttheile von unendlichen Folgen ist, kommt von dem, daß bei'm Fall des Kaiserthums eine leitende Hierarchie war. Diese gab dem in einen Kreis weniger Begriffe ärmlich eingeschränkten nordeuropäischen Geist, so zu reden, durch die christliche Religion den elektrischen Stoß, wodurch derselbe bewegt und belebt, nach langem, wunderbarem Spiel mannichfaltiger Hindernisse und Beförderungsmittel, endlich ward, was wir sehen. Ein Buch, die Bibel, war den Menschen gegeben worden, welches durch den unendlichen Reichthum seines großen Inhalts allein hinreicht, um die letzte Funke der Kenntniß des Wahren und Guten vor dem Ersterben zu bewahren, und nach Jahrhunderten zu einer welterleuchtenden Flamme zu entzünden; der Klerisei lag an der Erhaltung dieses Buchs; durch sie kam es unter unsre Väter; keine Klasse von Menschen hat auf alle andere je so viel gewirkt, als die Priester; auch nur hierdurch.

Bis auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts blühete die Hierarchie in fast unangetasteter Macht. Indessen war Italien und Rom den Kaisern von Konstantinopel und longobardischen Königen und Fürsten durch die Waffen der Franken und Normannen entrissen worden; beide Nationen hatte der Papst im Ansehen des Glaubens als Werkzeuge seiner Wünsche gebraucht. Hierauf in Verbindung mit Reichsfürsten hatte er Kaiser, die mit allgemeiner Gefahr für die europäische Freiheit alle deutsche Macht gewaltig regierten, gestürzt, und in Italien gegen sie den Großen, den Bürgern gegen den Adel beigestanden. Bonifazius der Achte führte mit außerordentlichem Ansehen das geistliche und weltliche Schwert. Kein König noch Kaiser war so mächtig, so heldenmüthig und so geistreich wie vor Zeiten die Kaiser Heinrich und Friedrich, welche die noch unbefestigte päpstliche Gewalt ohne einigen Erfolg bestritten. Das Alter, der allgemeine Glaube, die Inquisition und viele neue Orden hatten dieselbe gestärkt. Aber unter Bonifazius wurde der Thron erschüttert, von dem an wankte er und sank sehr. Der Papst hat, wie meist alle unglückliche Monarchen, weniger die Zeiten anzuklagen, als daß er sie nicht gekannt.

Seitdem der alte Adel durch die Kreuzfahrten, die Zunahme der Bürgerschaften und unaufhörliche Fehden mehr und mehr an Zahl, Macht und Reichthum abgenommen, war (besonders in

Frankreich und seit Eroberung der Normandie) das königliche Ansehen gestiegen. So sehen wir, das Albrecht, König der Deutschen, seine Söhne und Nachkommen, vermittelst ungewöhnlicher Auflagen, Soldaten hoben, und nach andern Grundsätzen als ihre Vorfahren regierten! Hiedurch wurden die Könige zugleich mächtiger über das Volk, aufmerksam auf die nach Rom fließenden Summen, eifersüchtig auf die Rechte und ungeduldig der Eingriffe der hierarchischen Macht. In diesen Grundsätzen wurden sie durch die aufblühende Literatur unterstützt. Nämlich der Keim von Kenntnissen, welchen Kaiser Friedrich II. aus dem griechischen und römischen Alterthum in die Gemüther seiner Zeitgenossen zu verpflanzen gesucht hatte, trug Früchte von zweierlei Art. Auf den Universitäten wurde eine unverständliche Methaphysik vorgetragen, welche aber den Geist im Nachdenken übte. Andere, den Alten vertrauten, verbreiteten in lebenden Sprachen, zu deren Vervollkommnung sie das meiste beitrugen, unter dem Adel und Mittelstand viele neue Begriffe von allen Arten, Freiheit und weisen Lebensgenuß. Der witzige Spott und Lossagung von gewissen beschwerlichen Pflichten reizte die Vornehmen; dem Volke gefielen die Strafreden der Bettelorden wider die Sittenhintenansetzung des römischen Hofs. Denn das ist wahr; die Päpste vernachlässigten den Anstand ihrer übernommenen Stellvertretung des Einzigheiligen unter allen Gebornen; die Grundfeste des bis-

herigen Ansehens der Geistlichkeit wurde vergessen; die Ueberlegenheit an Einsicht hatte ihnen die rohen Eroberer zu Schülern gegeben; aber sie ließen sich von der herrschenden Barbarei so anstecken, daß die Fortschritte des Geistes theils ihrem Blick entgingen, theils ihren Arm zu unkräftigen Versuchen waffneten, um den Gang der Natur (Gottes Ordnung) zu hemmen. Wenn die Päbste die Manier des Religionsvortrags nach den Zeiten vervollkommnet, wenn sie die, welche durch besondere Geisteskraft auf die allgemeine Denkungsart wirkten, unterstützt und gewonnen, und bei allen Völkern zu Behauptung der damaligen Freiheiten geholfen hätten, ihr altes Ansehen wäre geblieben oder zurückgewünscht worden. Aber als die abendländischen Europäer aus der Kindheit ihres Geistes in's Jünglingsalter übergingen, blieben ihre Lehrmeister zurück, und wollten die Ruthe noch brauchen.

Die Minnesinger.

Alle neue Geburten des Witzes, alle fremden Meinungen wurden bei den Zürichern zuerst bekannt, wegen dem Zusammenfluß und Aufenthalt vieler Ausländer, wegen der Muße, die der

Wohlstand gab, und wegen der Gewohnheit freundschaftlichen Umganges. Der Name des Rathsherrn Rüger Manesse, des Freundes aller Geringen und Großen, welche das Gute und Schöne liebten, hat mit billigem Ruhm die Menge des Adels und alle Rotten der gewöhnlichen Vorsteher überlebt. In seinem Hause und auf Manegk seiner Burg, hatten die Minnesinger in Vertraulichkeit manchen schönen glückseligen Tag unter einander. Er hinterließ eine Sammlung ausgewählter Verse von mehr als hundert und vierzig Verfassern, deren Gesang seit Heinrich von Veldegk. und Waltherrn von der Vogelweide mit hohen Ehren die Höfe erfreut, oder die Burghalden im ländlichen Thurgau und im Oberland höhere Berge als der alte Parnassus zu anmuthigen Sitzen der Musen umschuf, die stolzen Baronen (wie die Leier des Orpheus) zähmte, oder in Hadloubs Munde zugleich den Bürgern von Zürich und großen Prälaten und Freiherrn lieb war. In diesem Lande wurden vom Chorherrn Konrad von Mure und von Boner die Fabeln gesammelt; lernte der Freiherr von Regensberg bei nächtlicher Stille im einsamen Burgthurme geheime Weisheit von einem freundschaftlichen Geist; sang Wolfram von Eschenbach die wundervollen Abenteuren Wilhelm's von Oranse; und Rudolf Dienstmann von Montfort Wilhelm's von Orleans noch schönere Mähr. Der Nibelungen Lied könnte die deutsche Ilias werden. Da mochten zerstreuende Lieder den

edlen Schenk von Winterstätten erquicken, als er von großem Reichthum in die äußerste Dürftigkeit fiel; den Jakob von Wart, wenn er im unverschuldeten Unglück der Gesänge seines Vaters gedachte; und auch den Hadloub, als die stolze Fräulein seiner Kunst, seiner Liebe und edler Freunde Fürwort allzu ungnädig war. Diese, und Grafen von Tokenburg, von Honberg, von Habsburg und von Welschneuenburg, Albrecht Marschall von Rapperschwyl, Strettlingen, Singenberg, Landenberg, Tellikon, Trostberg, und viele andere Herren und Bürger, sangen die Liebe, und in strengern Liedern auch den Sittenverfall.

Es ist viele Anmuth und Kühnheit, oft Höhe in ihrem gefühlvollen Gesang. einfaltvoll, edel, oft wohllautender als unsere, ist ihre veralterte Sprache. Nicht an Worten sind sie arm, sondern an besserer Gelehrtheit. Es keimten aber die schönen Wissenschaften durch sie auf; sie ergossen unendlichen Reiz, die höchste Wollust über das menschliche Leben; bis die Verwirrung des Kaiserthums und neuer Ehrgeiz in den Städten zugleich den Handel störte, und allen Geschmack am Schönen vertrieb, und hierauf die Scholastik, alsdann die theologische Polemik, und endlich die Seuche der Nachahmung den deutschen Geist verfinsterte, und weit unter seinem natürlichen Schwung zurückhielt.

Ueber die Geschichte Friedrich's des Zweiten.

Nichts ist in der Geschichte seltner, als die Darstellung eines erhabenen Geistes nach voller Wahrheit seiner Natur und seines Wirkens, so daß sein Bild, ganz echt in seinem Licht und Schatten, an dem Platze, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen soll, eingefügt erscheine. Viele Fulgurationen der großen Seelen erhielt Plutarch, mit Verstand und mit Biedersinn: aber weil nicht seine Zeit in solcher Art fruchtbar war, aus unvollkommner Ueberlieferung, und — wunderbar! den größten Griechen, den Sieger bei Leuktra, und die beiden größten Männer des freien Roms, die Sieger bei Zama und über Numantia, ließ er unberührt.

Der große Mann ist nie ein andrer, als Er selbst, wie er in seiner Zeit und Lage zu seyn hat; ohne Andrer Nachtheil allerdings der Einzige, insofern er in Benutzung seiner Anlagen, Zeiten und Umgebungen einzig war. Unbeneidet bleibe dem Macedonier der Ruhm rastloser Schnelligkeit in seinem großen planmäßigen Laufe; es mindre nichts den Glanz der Hoheit und der Leichtigkeit, der unerreichten Lebensfülle und blitzschnellen Thatkraft, mit welcher von den Mündungen des Rheins bis in den hintersten Pontus

Cäsar die Welt und Herzen unterwarf; es leuchte in eigenthümlicher Würde die goldne Zeit, wo der edelste der Kaiser, Trajan, sein unermüdeter Nachfolger (Hadrian), und beide Antonine redliche Tugend im Felde, in der Verwaltung und Gesetzgebung das kaum je so lang und so weit erhaltene Gleichgewicht aller militärischen und bürgerlichen Vollkommenheit behaupteten: Friedrich's Geschichtschreiber braucht Niemand herunter zu setzen, Niemand zu beneiden. Der mit wenigen Hülfsmitteln gegen gute, große Heere und zum Theil sehr geschickte Feldherren durch Geist und Beharrlichkeit ausgehaltene Kampf, die heilende Verwaltung, die im Alter ungeschwächte Oberherrschaft persönlichen Ansehens, die Einwirkung der Denkungsart auf ein, vor allen abgewichen, ideenreiches Jahrhundert erinnern an Verhältnisse, worin dem Könige gegeben ward, einzig zu seyn. Nicht Cäsar war er, nicht Alexander, und nicht Mark Aurel; er ist der Preußen Friedrich, an dem die Natur zeigen wollte, daß, solche Männer hervorzubringen, sie jetzt nicht minder gewaltig ist, als je im hohen Alterthum.

Bei aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen, liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes Ein Hauptlebensplan, Eine vorherrschende Idee welche, als Kommentar und Schlüssel all seines Thuns, aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines

Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte, sich denken läßt.

Das ist der Könige Sache, die allgemeine Uebersicht; das ihre Größe, die Richtigkeit des umfassenden Blickes, und das von ihnen aus überall neu verbreitete Leben.

Wie edel der Zweck, einen Staat zu haben, zur Selbsterhaltung stark genug; durch Treue und Wahrheit so weit hin herrschend, als gemeinschaftliches Interesse verstanden wird; weniger zählend auf erschöpfbare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung seines Volkes und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines jeden ist, der etwas fühlt für Freiheit und Licht. Diese größten Angelegenheiten der Humanität wußte Friedrich mit seinem Staate in unauflöslichen Zusammenhang zu bringen.

Die Freiheit, welche nicht in der oder dieser Verfassungsform, eher in der Coexistenz aller, einem jeden Staate angemessenen Formen, welche nicht in Gesetzlosigkeit, sondern in der Sicherheit eines jeden bei seinem Rechte, und nicht im Niederreißen, sondern in genußreicher Entwickelung besteht, war, nebst ihrer Schwester, der wahren Aufklärung, vor etwa sechszig Jahren in wenigen monarchischen und republikanischen Staaten vorhanden. Nachdem Europens aufkeimende Kultur durch Religionskontro=

versen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hatte sich in der protestantischen, wie in der römischen Kirche, ein geistloses Formularwesen gebildet, welches, in Verbindung mit dem spanischen Zuschnitt eines Theiles der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die Mark Brandenburg, an welcher der Mensch hat erproben sollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete nichts von einem Wege, auf dem er voranging. Das war seine Sache: nicht zu lehren, was Wahrheit sey, aber den Untersuchungstrieb zu erregen, und durch vollkommen freien Spielraum zu begünstigen. Bande, welche ihm Fesseln schienen, sprengte sein kühner Sinn; überhaupt in Allem kam Licht und Geist von oben herab. — Das war die Grundfeste, das der Zweck, dem Staate einen solchen Charakter unauslöschlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein frohes, hohes Gefühl ihrer selbst und ihres Ruhmes stark und unüberwindlich würde für eigene und ihrer Freunde Unabhängigkeit und Recht. Das größte an ihm ist, durch sein Beispiel so viel in den Geist gelegt zu haben. Denn alles Mechanische ist der Veralterung unterworfen; aber das Physische muß der Uebermacht weichen; alle Männer von reger Lebendigkeit und unerschütterlicher Fassung sind einer Exaltation fähig, die sich einen uner-

schöpflichen Reichthum von Hülfsmitteln gegenwärtig macht.

Wenn die Geschichte abgelebter Staaten, als Resultat vollendeter Erfahrung, höchst merkwürdig ist; wenn der Geschichte bestehender Staaten die Erinnerung an den ursprünglichen Geist ihrer Ordnungen das vornehmste Interesse gibt; wie viel wichtiger die Geschichte einer Regierung, wo nicht so viel auf künstlich festgesetzte Theorien, als auf Beharrlichkeit im Wesen, auf eine fortgehende Geistesarbeit, zu achten ist, um in keiner Art von Vervollkommnung zurück, und im edlen Selbstgefühle immer voran zu stehen! Die alte venetianische Eidgenossenschaft, Staaten, die geglaubt haben, sich isoliren zu können, durften bleiben, wie sie waren. Aber in dem regen Leben des immer neuen Weltschauspiels ist Stillstehen und Zurückbleiben einerlei. Die Briten haben ihre Meere, Frankreich den herrlichen Boden; unerschöpflich ist Oesterreich, Rußland unermeßlich; was haben wir, wenn nicht Geist und Muth! Das Leben eines Staates ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich. Wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme, da ist Leben.

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und, statt einer lehrreichen Beschreibung, ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Mensch gewesen, faßt man Muth, seine Größe für erreichbar

zu halten. Es ist nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Forderungen an das Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeinen Menschen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Manne sich zu nähern glauben, muß man zeigen, welche Handlung des ganzen Lebens erforderlich ist, auf daß Einiges übersehen werde. Selbstständige Größe erträgt freie Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunkelung durch die satyrischen Soldatenlieder; und, der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben.

Die Schlacht bei St. Jakob im Silfelde.

Montags früh, am 22. Juli 1442, zogen alle Banner in Hedingen zusammen; worauf nach gehaltenem Gottesdienst sie aufgebrochen; voran der Landamman Jost Tschudi; den Albis hinauf, wider Zürich zu ziehen. Die rauhen Pfade, durch Höhlungen geengt, wie Waldwasser sie machen, waren von Zürichern eingenommen; ihre Wachten zogen sich hinauf nach der obersten Spitze, der Uetliburg. Der Tag dämmerte noch; plötzlich

liefen einige Hunde, welche sich entfernt, erschrocken zu ihren Herren in die Wachten, von drei großen Schweizerhunden verfolgt. Hiedurch zu Verdoppelung der Wachsamkeit aufgerufen, entdeckten die Wachten bald sechs, hierauf mehr Pferde, und immer nähere Zeichen anrückender Feinde. Nicht Reding, noch Tschudi sahen sie, sondern eine Anzahl Jünglinge, die ihr Leben daran setzten, vor andern den Feind zu sehen, und Kenntniß von seiner Lage zu nehmen. Die Wachten sandten zum Hauptmann hinauf. Der Hauptmann trug an, die Feinde an einem Bachtobel zu erwarten. Aber die Gründe, die Winkel, die Rücken der Berge, welche nicht gestatteten, Alles zu übersehen, setzten mehre in die Furcht rettungsloser Ueberraschung; einige entwichen. Indeß die besseren zürnten, erschien über dem Paß, den sie besetzt, hoch über dem Verhau, wodurch sie ihn unzugänglich glaubten, schon ein Haufen junger Schwytzer und Glarner, welchen der zahme Albis gegen ihre Alpen, im Augenblick, da sie sich auszeichnen konnten, wie eine ebene Straße vorkam. Sie, herab; die Wachten durch die Wälder hinaus. Nur eilf Mann bedeckten die Flucht; fünf fielen, nicht ungerochen. Der Albis aber war nun offen; die Schwytzerischen Jünglinge mit hochhallendem Geschrei, verfolgten jene in's Feld herab. Gerüchte großer Noth kamen in den Rath, mit welchem Rudolph Stüssi, Ritter, Bürgermeister (zum letzten Mal) den ganzen Morgen versammelt saß. Schnell die Rei-

ſtzen aus der Stadt; ganz Zürich, ohne Unterſchied Alters und Standes, in die Waffen; das Volk drängte ſich in den Gaſſen, im Thor, auf der Silbrücke, ehe Thüring von Hallwyl, ehe Rudolph Stüſſi die Bürgerſchaft ordnen konnten. Jener, für ſeine Feldherrnehre und für das Glück des Tages bang, rief laut: „Männer von Zürich! mir, Eurem Hauptmann, folgt Ihr nicht? wollt Ihr ſo, ſo bin ich's nicht mehr.“ Erſt jenſeits der Sil, bei Bänken, von einer Linde beſchattet (wo ſonſt Geliebten und Freunden manch traulicher Abend glücklich verging), da auf einmal hoch vom Albis die ſämmtlichen eidgenöſſiſchen Banner herabziehend erſchienen, hielten die Züricher. Hinwiederum erblickten die Eidgenoſſen die Stadt Zürich, das ganze Feld (von der Natur zu Luſt und Genuß geſchaffen!) in militäriſcher Bewegung, das Fußvolk ſich ordnend, Reiſige herumſprengend, und Hanns von Rechberg mit einem Haufen auf Rekognoscirung reitend. Sehr nahe kam der muthige Ritter, ſchätzte mit geſundem Blick ihre Stärke, wandte ſich und warnte: „Der Bauern mögen ſechstauſend ſeyn; ſie ſind mit allem wohl verſehen; auf eine Schlacht ſteht ihr Sinn. Ich, bei meinen Ehren, halte eben darum nicht für gut, ſie zu liefern; ſondern daß die zu Fuß ſind, nach der Stadt umkehren, wir, die Reiſigen, durch geſchwinde Liſt, hin und wieder, dem Feind Abbruch thun und ihn ermüden.“ Dieſer Anſchlag war zu vernünftig für eine von plötzlicher Kriegswuth fortgeriſſene Menge. Nur

so viel wurde in dem Kriegsrath beschlossen, das Fußvolk soll zwischen der Stadt und dem Wasser Sil eine sichere Stellung nehmen.

Die Landbanner der Schwytzer und Glarner zogen den Berg herab, drängten aus dem Dorfe Rieden eine Anzahl Reisige zurück, hielten unweit von den Zürichern, auf dem Acker vor dem Dorf, und erwarteten die Banner der übrigen Orte. Die Reisigen durch das Feld, einzeln, auf Ritterweise, sprengten an den Graben des Ackers, schossen; wandten sich und flohen. Eben dieselben, schnell wieder um, erneuerten die That, höhnten, schossen, flogen unerreichbar hin. Ital Reding's geschwinder Sinn erfand hier wieder ein Mittel. Indeß die übrigen Banner sich bei dem seinigen sammelten, trug er einen Anschlag vor, über den alle Geschichtschreiber einig sind, und einen andern, welchen Leute von beiden Parteien, die nicht so viele Vernunft als Ehrlichkeit hatten, diesem Feldherrn so übel genommen, daß sie ihn für einen Fleck in seinem Charakter gehalten, und nach Zuneigung oder Haß ihm denselben vorgeworfen oder abgeleugnet haben.

Der erste Punkt war, das Ackerfeld vor dem Dorfe Rieden genugsam zu besetzen, mit der Hauptmacht aber an dem Berge hin, dann herunter auf Wiedikon, zu ziehen, die Feinde von der Stadt abzuschneiden, und, im Schrecken hierüber, über sie herzufallen; Alles dieses müsse auf das geschwindeste geschehen, die Reiterei den Zug bedecken. Hierauf ließ Reding (das ist's,

was man ihm übel ausgelegt) einen rothen Rock hervorbringen, denselben in ungefähr zweihundert Stücke kreuzweis zerschneiden; zweihundert auserlesenen Jünglingen diese vorn auf der Brust, wo die Feinde ihre rothen Kreuze trugen, aufheften (die weißen eidgenössischen Kreuze trugen sie auf dem Rücken, und um allen Irrthum noch besser zu vermeiden, riß jeder ein kleines Aestchen von den Tannen des Albis und steckte es an seinen Gürtel). Hierauf befahl er, sie sollen, vor der Ankunft in Wiedikon, an einem schicklichen Ort, in der Gegend von Friesenberg, sich herunterlassen, und als Züricher sich dem Feind hinten anschließen; sobald alsdann der Gewalthaufe einhaue, Lärm, Verwirrung und Schrecken erregen. Diejenigen, zum Theil sonst ehrwürdigen Männer, die den Landamman hierüber tadeln, scheinen vergessen zu haben, daß eine Schlacht geliefert wird, nicht um zuzuschlagen, sondern um zu siegen, und daß kein Mittel hiezu unverwerflicher ist als das, wodurch der Feind ohne vieles Blutvergießen in schnelle Flucht geworfen wird. Wenn für die Menschheit zu wünschen ist, daß jeder Krieg bald entscheidend geendigt werde, so ist's Thorheit, in der Wahl der Mittel zum Sieg ängstlich zu sein.

Dieses Alles geschah. Die Sonne stand hoch, als die Eidgenossen durch das Korn zogen; sie blitzte ihnen so in die Augen, daß sie in Erwartung, der Feind möchte dieses benutzen, ihre Ordnung stärkten. Die Hitze des Tages wurde

ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reisigen überlassen, fur sich selbst aber zwischen der Sil und Vorstadt eine fast unbezwingbare Lage nehmen sollten, hielten für schmählich, den Feind nicht in offenem Felde zu bestehen. Die lärmende Menge verwarf den militärischen Plan. Sie legten sich diessèit des Flusses in Wiesen, welche sich zwischen Wiedikon und einer uralten Kapelle St. Jakobs bei dem Siechenhause erstreckten, und von einem lebendigen Zaun eingefaßt waren. In die Stadt sandten sie, auf daß Wein, Brod und Käse gebracht würde. Sie aßen, sie tranken, sie trotzten, sie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten sie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, sondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Aargau herabziehe, oder auf den Gemeinweiden bei'm Hard lagern wollte, wo nicht unmöglich seyn würde, ihn zwischen Limmat und Sil zu schlagen, und in die Wasser zu sprengen.

Einige Aufmerksamkeit erregte der bei Friesenberg sich herunterlassende Haufe der zweihundert Schwytzer; doch betrogen den Bürgermeister die rothen Kreuze, so, daß er sie für die Besatzung der Uetliburg hielt.

Ehe die Eidgenossen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reisigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannschaft, so daß diese hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; sie wichen streitend. Schnell bildete sich eine Säule,

die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf sie that, welcher sie in die Flucht schlug. Die Reisigen erstaunten, die Züricher diesseit der Sil zu finden. Diese, aus der Stadt unaufhörlich gestärkt (unvermögende Greise eilten, einmal eine Schlacht zu sehen, oder die Ihrigen aufzufrischen), breiteten sich, in scheinbarer Ordnung, über die Wiesen im Silfelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher knieend, standen auf und schossen, sobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verständiger Feind oder Zufall herbeiführt, das Glück des Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theuer erkauft worden.

Viele Reisige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war, sie aufzunehmen. Die meisten ritten über die Brücke, hingerissen von Schrecken, oder wie Hallwyl und Rechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd, und besorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der österreichische Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zusah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenossen siegten, plötzlicher Sturz der österreichischgesinnten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Besorgniß. Doch sprang mancher

streitlustige Ritter vom Gaul, und gesellte sich den Zürichern bei.

Sie schossen. Die Eidgenossen, welche die fliehenden Reisige an dem Grünzaune herunter verfolgten, trafen endlich auf die zweihundert rothbekränzten Schwytzer, die sich eben auch bis ganz zu hinterst in die Wiese und nach der Brücke hingezogen. Als diese sahen, wie jene vom Verfolgen in diesem Augenblick abließen, und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wiese drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürich, fliehe, wer kann!“ Dabei wandten sie sich gegen die Brücke; zwar erschienen jetzt die hinten aufgehefteten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem sie nicht nur durch Fluchtgeschrei den Muth gebrochen, sondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, sie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieser Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerstandes wurde vergessen; wer konnte, verstahl sich; man drängte sich der Brücke zu.

In dieser äußersten Gefahr unterließ Rudolf Stüssi nichts von dem, was einem Ritter und einem Bürgermeister der Stadt Zürich anständig war; folgte nicht Hallwyl und Rechberg; vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da un-

ten Alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben herein drangen, das ganze Heer der Züricher unaufhaltbar die Wiesen herab eilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordaxt, stellte sich mitten auf die Silbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet, Bürger, haltet.“ Sie, taub, geblendet, fortgerissen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen; auch nicht nach ihnen; stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegenauer, jetzt Peter Kilchmatter, von Jugend auf seine Freunde (wie oft im Rath seine Stützen!) gefallen. Bei vierzig Reisige hatten vorzüglichen Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an St. Jakobs Altar Freiherr Albrecht von Bußnang (vergeblich bot er große Geldsummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fingen die Feinde an, sich der Brücke zuzudrängen. Ulrich Lommis, in diesen Nöthen die erste Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeister, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall herein brachen, Rudolf Stüßi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. „Bei Gottes Wunden, Du bist an allem Jammer schuld“ rief dieser, hob den

Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lüthard von Merischwanden im Luzernischen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit seiner Hallbarde ihm den Todesstreich beigebracht haben. Groß war Stüssi's Tod; er starb in seiner Pflicht.

Indeß der Bürgermeister, in seinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tode rang, rannten einige hundert Feinde (über die Leichen vieler gefangenen Züricher, auch wehrloser Greise, die nicht schnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorstadt und an die Thore. Hier an dem wohlverschlossenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke, verlor mancher Bürger sein Leben, bis das klägliche Geschrei die Inneren bewog, aufzuschließen. Mit den Fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landschreiber von Glaris dem Bannermeister von Zürich die Rennfahne und tödtete ihn. Wie als vor tausend Jahren die wilden nordischen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des althelvetischen Thurikum stürzten, nicht geringer war der Schrecken dieser Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falsch, durch alle Gassen den Tod des Bürgermeisters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da sah ein Bauer von dem benachbarten Küßnacht den Stadtschreiber Michel Graf durch die Gassen rennen, rief: „das hast Du mit Dei-

nem nichtswürdigen Schreiben gemacht, Du mußt hier auch sterben!“ und durchstach ihn; er fiel, freilich zu spät.

Als die ausländischen Sölduer über die Limmat nach den jenseitigen Thoren, viele aber aus der größeren Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zueilten; viele ihre Thüren sperrten, und vergaßen, der Stadt Thor vor dem einbrechenden Feinde zu schließen, ermannte sich ein Weib, des Namens Zieglerin. Sie ließ den Schoßgatter herab. Als der Landschreiber von Glaris mit Andern sich eingeschlossen und das Leben verloren sah, reichte er die gewonnene Rennfahne einem seiner Landsleute durch den Schoßgatter zu; starb hierauf.

Jetzt sahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, schlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, schossen aus Büchsen und und Handgewehr in die nahen und entfernteren Feinde, nicht ohne Erfolg.

Diese waren in den Gassen der Vorstadt beschäftigt, Erschlagene auszuziehen; indeß Glarner, von des erschlagnen Bürgermeisters Verwandtschaft, ihn, gemeiner Eidgenossenschaft Feind (nur als den betrachteten sie ihn) von der Silbrücke hinter einen Zaun schleiften, entblößten (er soll noch geathmet haben), mißhandelten, hierauf mit dem Fette seines Bauchs ihre Schuh, Stiefeln und Spieße schmierten, ihn endlich, nachdem sie sein Herz zerbissen und einander lang schimpf-

weise zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen in die Sil zerstreuten. Diesen Ausgang nahm Rudolf Stüssi, der ein großer Mann hätte seyn können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für seine Stadt. Sein Bild, wie er, noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieses Tages, zum Streit für Zürich, stolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, seiner Kriegshaube und seinem Bart, steht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und der Stadt Graben stehenden Häuser, nebst St. Stephan's Kirche, die Dörfer Wiedikon, Rieden, Altstetten, das ganze Silfeld vom Hard bis hinauf nach Kilchberg, verbrannt. Auf verblutenden Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagner Feinde zum Tisch, zechten die Helden und sahen den Brand. Das ist Bürgerkrieg.

Die Sempacher Schlacht.

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee und Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen, hellgrünen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald, das Land erhebt sich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind Montags an dem neunten des Heumondes, eine zahlreiche, wohlberittene, schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihrem Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigne Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke, dafür waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwe-

rem, langsamen Anzug. Sie sahen die aargauer Herren, die Amtleute von Oesterreich, Urheber des Kriegs, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Hanns von Hallwyl vor andern für das fürstliche Haus im Frieden und Krieg eifrig, die Geßler, welche zu der Schweiz angebornen Haß trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Heinrich von Escheloh trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Erndte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die schweizer Bauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er, (wenn er sonst es wußte) daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an, als von

Joh. v. Müller.

oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammen trete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche, mörderische Fronte; fast wie König Albrecht, sein Großvater, in der Schlacht am Hasenbühel gegen die bayrische Reiterei mit Erfolg versuchte. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochsenstein, Domprobst zu Straßburg, sein Landvogt zu Elsaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehn hundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was besser der geringern Zahl zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der

damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich; Leopold selbst war durch seine Tugenden viel mehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffart sey zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, Herrn Hanns von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe," hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehener Zufälle seyen; wie dem Fürsten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder seyn würde," sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe vom Wald bedeckt; so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge

zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld hinab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstetten, und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hellbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches Alles anfeuert, und weil sie hofften, durchzubrechen, und

alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt-Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer un-

bemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter, er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „ich will Euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts,“ war an den Feind umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinem Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen Mannschaft mit äußerster Gewalt, fest geschlossen, hinter einander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten, indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Friedrich der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrotziger Mann, sonst er allein so gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des

Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrich's von Escheloh das Hauptbanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „retta Oesterreich, retta." Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schatten, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm für sein Leben an. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg, vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, und mit fünf seines Namens der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben," verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und

Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hülflos, „ich bin der Fürst von Oesterreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte es nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe Alles auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Martin Walterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopold's Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten; vergeblich; da wandte sich auf einmal die Macht von Oesterreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: „die Hengste daher, die Hengste daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub

den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit; von Ysni, seiner Stadt im Allgau, war er hierher gekommen, und verschrieb ihr um acht tausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tiesselbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht). Indeß verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche

Regierung und Sieg; unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben, wider die Freiheit glücklich zu streiten: drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte! Herr Gottfried Müller, Herr Burkhard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels Monsterol, neben dem Herzog Franz von Kastelnau, fünf und dreißig von Vinstgaue, Hanns von Vauxmarcus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod. Nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt=Banner von Schaffhausen vorloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß. Hanns von Randegk, der Herzoge Vogt, von dem edlen Im Thurn, zwei von Stokar, Hanns von Fulach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edeln und Bürgern

bis in ihrer Aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen gesucht; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oesterreich den Ruhm solcher Treu' durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewigt; nach zwölf Zofingen fiel ihr Schultheiß Niklaus Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören; „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Niklaus Thut." Sechs hundert sechs und fünfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande gesprochen wurde, „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Troß der Herren von Adel." Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oesterreicher

der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelried's Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden seyn, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seyn, mögen übermeistert werden durch den hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach

dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

Aus Müller's Briefen an Bonstetten.

Boissiere, den 11. Mai 1778.

Der ganze Frühling lacht und athmet aus Allem, das Gras ist hoch und schön und stolz und scheint lebendig, die Lerchenrosen duften ob den Zäunen, und alle Spaziergänge zwischen den hohen Spalieren sind Paradiese; vom sanften Jasmin wandelt man zur stärkern Gelbernrose, und alle Nelken in ihrer orientalischen Pracht prangen am Rand unserer Terrassen. Wie schön, daß alle Fenster offen sind und Alles lichte ist bis an den späten Abend. Alle Menschen in allen ihren Kräften frisch, und wer nicht lacht und munter ist, ist eben sowohl eine Lehre, als der andere eine Erquickung. Komm', Freund, Geliebter, ich kann mich nicht enthalten, mich bei Dir zu setzen an den Fuß Deiner Alpen, versenkt in hohen Blumen. Da Du mir nicht schreibst, ich weiß nicht, warum, habe ich unternommen, täglich sechs Deiner alten Briefe vom Anfang an zu lesen, denn im Glück bedarf ich Deiner

sowohl, als in andern Zeiten, und wenn ich unserer Freundschaft von dem hölzernen Saal an durch Italien und manche Reise und manche weise Freude und vergeblichen Verdruß folge, und immer Dich, Dein edles, göttliches Herz, Deine tugendhafte und unveränderte Liebe finde, vergesse ich darüber, daß du mich nun vergissest. Es ist kein Tag im Leben, da ich meines Freundes nicht bedürfte, keine kleine Handlung, noch Freude, noch Traurigkeit, von deren ich ihn nicht gern theilhaftig machte, und ich nicht gern von ihm wissen und mit ihm theilen möchte. Gedenke! nur 4 Wochen! wäre ich einsamer, wenn das Weltmeer uns trennte, und wie lange gedenken wir zu leben, um diese Verschwendung zu gestatten. Weiß ich denn, was Du thust, wie Du lebst, ob Du gesund bist, was Dich freut, was Du gern ändern möchtest, Plane, Empfindungen, die Du hast. Mein Lieber, die Natur ist in vollem Leben, und warum lebe ich allein nur halb!

Berlin, den 5. Januar 1781.

Seit einigen Tagen scheint der König über wichtigern Geschäften die Akademie zu vergessen. Tausend kleine Züge, deren keiner für Dich verloren ist, erhöhen meinen Begriff von Friedrich's Größe; nie vor ihm war ein Mann wie er. Doch machen Umstände, die aus der Natur seines Staats fließen, schwer, in demselben bald genug zu finden, was ich suche; aber es einmal zu finden, scheint leicht. Im auswärtigen Departement ist Alles besetzt, freilich theils mit alten Männern, aber wer weiß das Ziel ihrer Jahre? Die Akademie wäre die einzige annehmliche gelehrte Stelle; in diese suchen die Mitglieder mich zu bringen, aber sie müssen Anlaß erwarten; ergreifen wird man ihn, das weiß ich. Ueber das Joachimsthal habe ich nachgedacht, gefragt und an Gleim geschrieben. — — Zelitz würde mir gern geben, was ich wünschte, wenn er nur könnte. Hier wird nie eine Stelle kreirt; Jahrgeld bekommt Niemand, und es ist recht gut.

Mit solchen Betrachtungen beschäftigt, überfiel mich der allmächtige Schlaf; als ich nun begraben lag in seinen Armen, und Berlin, Halberstadt, Valeires, Genf sich nach und nach in mir verwirrten, so daß ich sie alle eine Stadt glaubte, schreckte mich plötzlich ein majestätischer Schatten, der weit über die Größe der Menschen, wie sie

nun sind, sich vor mir erhob; es war Erlach, nicht blutig von des Mörders Händen, sondern so wie er war an jenem großen Tag der siegreichen Befreiung, als er in voller Waffenrüstung allen Bernern und allen Landleuten aus den Alpenthälern Bund und Andenken empfahl. So stand er heldenherrlich, doch fast mißvergnügt, vor den Augen Deines Freundes. „Wer bist du," sprach er, „daß du den Eid bestaunest, und daß du mit Bayle in Anaxagoras dunkeln Lehren dich verwirrest? Undankbarer, Unwürdiger, wo ist der Preis des Bluts meiner Enkel, der verdiente Ruhm ihres tapfern Muths? Bringe nicht Neid in die ruhigen Herzen der elisäischen Bewohner; meinen ganz bestäubten Lorbeer hast du wiederum grünen gemacht, denn als die Thräne meiner Enkelin floß, blühte sie schnell wiederum empor; kröne nun Bubenberg und den Freiherrn von Hallwyl; sollen diese unerfreut mit Millionen ruhmloser Krieger, die sich Königen verkauft, vermischt verschwinden, gerühmt nur von unrühmlichen Schreibern? Wache auf, mein Sohn, mein Herz blutet mir, wie vom Streich des Rudenz, wenn Themistokles, Dezius und Maximus, umringt von Schaaren großer Sänger, stolz mit starkem Schritt durch das Reich der Schatten wandeln, und die Helden meines Volkes, unbegleitet, unerkannt, unbesungen einsam stehen und verdrängt werden. Siehst du nicht

den Sohn Theresiens mit funkelndem Aug' und blitzendem Schwert, und Laudon, Lasch und Wurmser, racheschnaubend gegen meine Schweizer? Vernimm (ich bin wahrhaft, wie da ich lebte), vernimm und präge in dein Herz das Orakel der bevorstehenden Dinge. Mauern und Büchsen und Päſſe und Gletscher werden mein Land nicht allezeit schützen, aber der militärische Geist belebt ewig die freigebornen Alpenbewohner; entzünde seine Flamme; sage ihnen, welcher Väter Söhne sie sind, erhöhe, veredle den Namen der Schweizer, zeige, das sie immer das sind, was sie wollen; und wollen die Felsen nicht mehr beschirmen, kann Heldenmuth nicht mehr erretten, so gib ihnen ein, daß Vaterland ist, wo Freiheit ist, wo tapfere Schweizer ihre Waffen hintragen. Für wen willst du schreiben? Für die gehorsamen Deutschen, für die wollüstigen Römer, für die dummen Spanier, oder für die gewinnsüchtigen Holländer; schämst du dich der Helden von Murten? Ihre ausgearteten Enkel sind doch noch nicht entnervt, wie das Volk, zu welchem Demosthenes redete".. Er sprach, und wie aus einer großen Entfernung vernahm mein erstauntes Ohr den hohen Klang kriegerischer Lieder, und etwas, gleich den Schritten heranziehender Helden; ich fürchtete, sie zu sehen, ehe ich sie befriedigt; wachte auf, weg waren alle Bücher; Stettler, Etterlin, Pirkheimer fanden sich auf meinem Tisch; sie lese ich seither und alsobald, wenn ich

der alten Zeiten wieder voll bin, wird all mein Trachten auf die Fortsetzung der Geschichte der Schweizer gerichtet seyn; frei, wie sie lebten, will ich sie schildern, und versöhnen ihre Schatten durch Bestrafung aller Schweizer, die seit ihnen unverdient ihren Namen gebrauchen.

---

1 7 9 3.

— So viele Tage, Freund meiner Jugend, sind mir an Deiner Seite lieblich verflossen; zwanzig Jahre sind vorbei, seit wir den Suchez zuerst mit einander bestiegen, und Nachts im Heu noch im kleinen schmutzigen Virgil am Scheine der Flamme in des Hirten Feuerloch halb auswendig gelernte Verse ergänzten; gedenke der Zeit, wo Du, lieber Verräther, im hohen Thal am Lac de Joux mich den Bären und den Wölfen preis ließest; freundlich war derselbe Abend im Gesteig. Hast Du vergessen, wie traulich wir in Gemmi auf den Pulverfässern schliefen, den Tag vorher, ehe wir an der Lenk die ehrwürdige Frau als Räuber erschreckten, indeß nach wenigen Wochen der fromme Afflentscher uns als Prinzen

verehrte; warest's nicht Du, o Freund, der mit Bonnet und Tronchin (selige Erinnerung an heilige Schatten!), der mir mittel- und unmittelbar fast alle meine Freunde gab, und mein ganzes Leben entschied! wie könnt' ich Dein vergessen, wie die geringe Mühe, zweimal monatlich für Deinen Sohn zu denken, scheuen! Es mag die Welt sich umkehren, aber das soll nicht gesagt seyn, daß mein Herz gegen meine Freunde sich verändere. Adieu!

Aus Müller's Briefen an seinen Bruder.

1 7 9 3.

Mainz hat mir den traurigsten Eindruck gemacht. Ich will Dir ihn kürzlich schildern. Als ich von Hochheim herunter fuhr, rührte mich die Nacktheit der sonst so schön bekleideten Flur um die Stadt. Näher die hohe Ruin' des malerisch in sich selbst gestürzten Liebfrauenthurms. Kaum war ich abgestiegen, so ging ich durch die Stadt. Es war Mittagszeit, also die Gassen einsam. Ich wandelte zwischen den Trümmern der Paläste von Dahlberg und Ingelheim, wie zwischen Gräbern; ging herab zur Franziskanerkirche, roch die 200 bei ihrem Einsturz lebendig begrabenen Franzosen, deren Jammergeheul mir schon geschildert worden war; sah Bücher der Dominikaner zerrissen, halb verbrannt unter dem Schutt;

sah das Haus der Gräfin Kesselstadt (einer mir ungemein werthen, vortrefflichen Frau), sah neben dem ihrigen des kaiserlichen Ministers Haus liegen; zur Seite die oft als Meisterstück des Geschmacks bewunderte Domprobstei, noch in den Trümmern schön; dann die grauenvolle Scene der Liebfrauenkirche, des Weihbischofs Hauses, den hohen Dom mit Schutt bedeckt und umringt (sein Gewölbe ist nicht gebrochen) und von da weit hinein in die Gassen die Reste des Brandes. — Ich hatte genug. Als der Mond aufging, begab ich mich in die kurfürstliche Favorite. Den Eingang fand ich; einige der neu angelegten Wege noch, in denen ich dem Kurfürsten oft wie ein Freund, oft mit einem Pack Vorträge zur Seite gegangen; sonst fand ich nichts; nicht konnte ich mit Gewißheit die Stelle des Pavillons erkennen, wo ich 1790 einen Theil meiner Krankheit aushielt, nicht mehr jene Bäume sehen, unter welche ich 1780, unsere Mutter beweinend, ging; ein Haufen Schutt, zermalmter Schutt, wenige Cornischen und Architraven, zeigten mir, wo das Schloß, wo ich manchen ernstlichen und manchen frohen Auftritt gehabt, welches ich für Artois und Friedrich Wilhelm so glänzend gesehen, welches der Stolz des Hofes, der Lustgarten des Publikums war. Ich ging heim, wie aus einer Predigt über Koheleth.

Berlin, 25. Nov. 1805.

Am 19. berichtete mir der Minister Staatssekretär Maret, daß ich den folgenden Tag Abends um 7 Uhr bei Kaiser Napoleon seyn sollte. Ich fuhr also auf die bestimmte Stunde zu diesem Minister und wurde vorgestellt. Der Kaiser saß auf einem Sopha; wenige Personen, mir nicht bekannte, standen entfernt im Zimmer. Der Kaiser fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen, daß ich sie vollenden soll; daß auch die spätern Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittlungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.), die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte) und der tartarischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle, — und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte); — von dem eigentlichen Werthe der europäischen

Kultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem fünfzehnten Jahrhundert); alsdann, wie Alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerkonföderation, deren Idee nicht Heinrich IV. gehabt; von dem Grunde aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden, von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichern Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach Anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte, und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde).

Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Diskussion ein. Ganz unparteiisch, und wahrhaft wie vor Gott, muß ich sagen, daß die Mannichfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große umfassende Uebersicht

mich mit Bewunderung, so wie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Ein paar Marschälle, auch der Herzog von Benevent, waren indeß gekommen; er unterbrach sich nicht. Nach fünf Viertel= oder anderthalb Stunden ließ er das Konzert anfangen; und ich weiß nicht, ob zufällig, oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren, zumal Eines, auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kühreihen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich (1782) hatte ich nie eine mannichfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Tone viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Munde etwas eben so Einnehmendes, Fesselndes, wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.

Aus Johannes Müller's Testament.

Wie hat mir das Herz gebrannt, in dieser letzten Bekümmerniß an die mich zu wenden, für die ich vornehmlich gelebt, welche mir die liebsten immer gewesen, an Euch, gemeine Eidgenossen von Städten und Ländern! Euch zu meinen Erben einzusetzen, und auf die alte Wohlthätigkeit eurer edeln Regierungen und auf die Gemüther des aufblühenden Geschlechts die Hoffnung zu fassen, daß Ihr für den Nachlaß Eures Geschichtschreibers und Freundes die Befriedigung seiner letzten Wünsche übernehmen würdet! Allein, was etwa das reiche Großbritanien thut, wie könnte ich's dem erschöpften Vaterland ansinnen! Aber dein Bild, verehrtes Bern, gutes und weises Zürich, geliebte Waldstätte im Gebirg, und wo auf Höhen und in Gründen eidgenössischer Sinn von mir erkannt und gepriesen ward, diese Bilder wandeln mit mir hinunter in's Schattenreich, und

wenn für die Zierden der Vorwelt ein Platz dort ist, so werde ich den Vätern sagen, daß ihre Erinnerung in den Enkeln selbst jetzt noch lebt. —

Gehabt Euch wohl, Bruder und Schwester! Vaterland, meines Herzens Freude und Stolz, der Gott unserer Väter gebe Dir Freiheit und Friede! Von Anfang bis auf uns wollte ich die Zeiten der Menschheit beschreiben, mein Leben verfloß darüber. Gönnet, Freunde, meiner Seele die Ruhe, zu hoffen, ihr letzter Wille werde erfüllt!

Inhalts-Verzeichniß.



